

Erster Gang auf die Kanzel

Autor(en): **Tester, Ch.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welcher der Wißbegierige froh ist, Werke aller Arten und aller Zeiten anzutreffen, nicht das Gefällige und Vollkommene allein, sondern abwechselnde Kontraste, durch deren Betrachtung und Vergleichung er Kenner der Kunst werden kann."

1889 siedelte die Galerie um vom Belvedere ins neu erbaute kunsthistorische Museum.

Nach 1918 wurden die kunsthistorischen Sammlungen Eigentum des österreichischen Staates.

Dazu tritt noch die höchst wertvolle Sammlung der Albertina, die Zeichnung und Graphik umfaßt. Sie vereinigt die Kupferstichsammlung der früheren Hofbibliothek und die Sammlung Herzog Alberts von Sachsen-Teschen, des Schwiegersohnes Maria Theresias. 12 000 wertvolle Blätter hatte er selber zusammengetragen.

Wenn wir heute im Kunsthaus zu Zürich von Saal zu Saal gehen, von Stockwerk zu Stockwerk, dürfen wir uns bewußt werden, wie viele Hände tätig waren, bis alles uns hier so schön vor Augen geführt ist. Es wird lange dauern, bis uns wieder so eine Ausstellung geboten wird. Und wollten wir noch die Künstler einbeziehen, jeden einzelnen, und wollten wir uns fragen, was für Schicksale mit ihnen verbunden sind, wieviel Hoffnungen, wieviel Enttäuschungen, wieviel Not, Entbehrungen, wieviel Freude und Triumph, wir fänden manches in dicken Büchern. Tausend Dinge aber sind nicht aufgeschrieben worden, von der ersten Idee zu einem Gemälde,

von der ersten Skizze bis zum letzten Pinselstrich. Sie sanken mit dem Künstler ins Grab oder sind in mündlichen Erzählungen und Briefen guten Freunden anvertraut worden. Hinter allem Handwerklichen liegt der Mensch, die Seele des Künstlers. In ihr ruht das Geheimnis, das Wunder des Schöpferischen. Es muß von selber, von innen her wirken, und es gilt, die heilige Flamme zu hüten, wie die Vestalinnen im alten Rom die Feuer auf dem Altar ihrer Gottheit nicht erlöschen lassen durften. Der gefeierte Maler Caspar David Friedrich hat einmal — nach Alfred Stix — die Berufung zum Künstler poesievoll umschrieben: „Willst Du Dich der Kunst widmen, fühlst Du innern Beruf ihr Dein Leben zu weihen, oh, so achte auf die Stimme Deines Innern, denn sie ist die Kunst in uns . . . Heilig sollst Du halten jene reine Regung Deines Gemütes, heilig achten jede fromme Ahnung: Denn sie ist Kunst in uns. In begeisterter Stunde wird sie zu anschaulicher Form, und diese Form ist Dein Bild! Schließe Dein leibliches Auge, damit Du mit Deinem geistigen Auge zuerst sehest Dein Bild! Dann fördere zu Tage, was Du im Dunkel gesehen, daß es zurück wirke auf andere, von außen nach innen.“

Die österreichische Malerei der Gegenwart wird uns auch in etlichen Sälen vermittelt. Starke Persönlichkeiten melden sich an, die uns den Zugang in ihre Welt nicht immer leicht machen.

Ernst Eschmann

Erster Gang auf die Kanzel

Von Ch. Tester

Die Reise in den Bündner Rheinwald rief eine Fülle der Erinnerungen in mir wach. Vor neun- unddreißig Jahren war ich zum erstenmal durch Biamala und Roffla in den Rheinwald hinaufgewandert, als junger Mensch, der eben erst durch das enge Pfortchen des letzten Examens geschlüpft war und nun seine erste Pfarrei in Rufenen anzutreten im Begriff war. Am Abend

kam ich in dem Bergdorfe an. An den Bergen glühten die Rosen des Abendsonnenscheins — Guirlanden, die den Einzug im Bergdorf mir festlich genug gestalteten. Ehrenfeste Kirchenvorsteher stunden sie da, die Berge des Rheinwaldes mit Häuptern voll himmlischer Erleuchtung. Aber Menschen waren auf den ersten Blick im Dorfe keine herum. Endlich konnte ich dem Gemeinde-



Rembrandt. Das kleine Selbstbildnis.

präsidenten nachfragen. Was Kaiser Heinrich IV. noch vergeblich angestrebt hatte, Oberhoheit des Staates über die Kirche, hier fand ich's vollendet vor: der Gemeindepräsident war auch erstes Kirchenhaupt. Also nun auch mein Haupt. Aber in seinem Wohngemach fand ich nur eine junge Frau inmitten zahlreicher Kinder. Der Mann sei am Melken. Also hinab in den Stall. Ein paar Kühe glockten mich fragend an, nicht eben unfreundlich. Aber kein Präsident. Im Hintergrund hörte ich Milch in einen Eimer zischen.

„He!“ — „Was ist?“ — „Der neue Pfarrer ist da!“ — „Aha. Wartend a biß, sind so guet!“ — Ich warte. Dann kam unter einer Kuh hervor, vom Melkstuhl weg, ein freundlicher Hüne mit einem dichten Vollbart, in der einen Hand den Milcheimer, die andere Hand noch naß vom Euter der breitgestirnten Schar. Er konnte mir die Hand nicht geben. Er hoffe, wir werden doch gut Kamerad. Es sei recht, daß ich nun da sei. Schi heiend afange planget. Der englische König, der in Pomp und Pracht zum Brandenbur-

ger Tor hereinfährt und vom Berliner Bürgermeister mit demütig gesenktem Zylinder empfangen wird, ist nicht sicher, eine kürzere und aufrichtigere Begrüßung zu bekommen.

Nachher kam dann mancher bärtige Bauer, manch runzliches Mütterlein, manch stattlich: Bäuerin, mir die Hand zu reichen und zu wünschen, daß es mir bei ihnen wohlgefalle. Und das gibt gleich das Gefühl des Heimischen und fühlt sich gegenüber einem Einzug mit Böllerschüssen und Unsriften wie ein warmer Lixer an gegenüber einem engen Frack aus einem großfenstrigen Konfektionsladen.

Am Sonntag Antrittspredigt. Der greise Nachbarrpfarrrer von Splügen hatte den Auftrag, mich „rite“ einzusetzen. Er konnte aber nicht. So mußte ich mich selber einsetzen. Unzusammengestellt: Napoleon I. hat sich auch selber die Krone aufs Haupt gesetzt. Der Sonntag Morgen stieg golden hernieder, im jungen Sonnenlicht stand das weiße Kirchlein. Es läutete das Zeichen — mein Innerstes läutete mit am Sturmglöcklein der Gefühle. Unbergeßlich bleibt mir das erste Läuten am Gemeindef Kirchlein. Neun Uhr! Der Gemeindepäsident und zwei Kirchenvorsteher holen mich ab. Der eine der Kirchenvorsteher war der gedrungene bärtige Dorfschmied, seine Körperkraft gezügelt durch melancholische Augen mit einem Kinderblick; der andere, ein Viehhändler, ein gescheidter Mann, mit gemessenen, etwas feinen Manieren. Das Kirchlein voll von weißbärtigen Greisen, schwarzbärtigen Männern, rotwangigen Frauen und Greisinnen, die meisten an Erfahrung und Jahren mir weit voraus.

Während des Eingangsliedes sah ich sie mir an. Und mir wurde dabei rechtschaffen bang. Hat man schon gesehen, wie ein dabonfahrender Eisenbahnzug, dem man in den Rücken schaut, mit der größer werdenden Entfernung immer kleiner wird und von allen Seiten zusammenschrumpft? So zusammengeschrumpft sah es mit meinem Nute aus, als ich meiner Gemeinde zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberfaß. Diesen allen sollte ich, ein Zweiundzwanzigjähriger, eben den Eierschalen der Universität entschlüpfert, geistiger Führer sein? Dann ermunterte ich mich: die Sache, für die sie dich hierher gerufen, tut den Hauptanteil selber; sie hat bisher

die Weisesten und die Rohesten und die Völker des Erdkreises erfaßt von einem Pol zum andern, sie ist es, die sich selber durchsetzt trotz schwacher Werkzeuge, und mich durchfuhr es: mache doch gerade diesen Gedanken mit möglichster Zündkraft zum leitenden Gedanken deiner Antrittspredigt. Sollte ich? Mit peinlicher Lust beschäftigte mich das Suchen nach einem Entschluß. Dann aber hatte ich Ursache genug, dem Chrysostomus und Ambrosius in mir, der Unmittelbarkeit meiner Redegewalt, zu mißtrauen und mir zu sagen, daß von Demosthenes jetzt leicht nur das Stottern und von Cicero anstatt seiner Satzperioden ohne Ende jetzt leicht ein baldiges Ende ohne Satzperioden eintreten könnte. Und ich hatte ja eine geschriebene und auswendig gelernte Predigt bei mir.

Aber ach, die geschriebene Predigt! Als ich nach meinem Einzug im Rufener Pfarrhaus meine Siebensachen auspackte, fehlte mir Schreibpapier. In einem Laden in Nusenen war auch keins zu haben, das papierene Zeitalter war da noch nicht angebrochen. Auf Schindeln zu schreiben, wie Abraham Lincoln, wenn es ihm an Papier gebrach, auf Ziegel zu schreiben, wie der Sumerier Hamurabi, ging doch nicht an. Da fand sich in einem Zimmer des Pfarrhauses ein alter Tapetenrest, dessen Hinterseite zur Not beschriften werden konnte. Ein unbeschriebenes weißes Blatt fand sich noch in einem Kollegienheft, ein blaues Deckelblatt auch, ebenso ein großer, gelber Briefumschlag, der mit seinen Poststempeln der Feder den Rücken lieh. So verschieden wie die Sprache der Parther, Meder und Elamiter am ersten Pfingsttag waren die Blätter, als ich meine erste Predigt schrieb. Und diese Blätter alle waren nun diskret in der Liturgie geborgen — so für alle Fälle!

Das Lied ging zu Ende. Der erste Gang über die schmale Kanzeltreppe empor! Während des Hinaufsteigens endgültiges Sichentschließen für die geschriebene Predigt. Gruß an die Gemeinde. Ungeschickte Bewegung mit dem Kirchenbuch; alle meine Blätter rutschen heraus und fliegen wie ein bunter Taubenschwarm auf die Köpfe hinunter, drohend, zu tapezieren, was unten saß. Ein Trost, daß es nicht Lincolns und nicht Hamurabis Schreibmaterial war. Aber alle die

Brücken, welche über allfällig sich aufstuwende Gedächtnisschwächen hätten hinüberführen müssen, waren nun verweht und abgebrochen, wie die Brücken hinter den nach Gallien ziehenden Helvetiern.

Es ging dann doch, schlecht und recht. Aber noch sind nirgends in der Welt alle die hohen Ziele und Ideale im Gemeindeleben in Erfüllung gegangen, von denen in der Antrittspredigt die Rede war. Eine seit dreißig Jahren anschwellende Lebenserfahrung sagt mir jedoch: lieber zu viele Ideale, als zu wenige.

Es ist nun aber eine fatale Sache, wenn man in Wort und Beispiel Lebenskunst lehren soll und hat davon bisher selber nur sehr unvollkommene Proben abgelegt. Freilich ist eine Gemeindefeele in Bergdörflein noch nicht ein so kompliziertes Gebilde wie eine Stadtseele. Auf ihr liegt nicht so der Drache Mammon, daß man alle Sonntage ihm mit dornenumflochtenem Speer in den Schlund fahren müßte. Diese Menschenseelen da unter den schweren Steindächern sind nicht ausgewuchert in die Anzahl irdischer Bedürfnisse, Schund- und Schmutzliteratur ergießen sich nicht da hinein, die tausendfältigen Aufreizungen zum Vergnügen und Laster machen an den Felsen des Tambo und des Suggernüll Halt. Eine Gottesmauer sind da noch die hohen Berge und die tiefen Schneewächtenen. Im Alpendorf ist die Gemeindefeele noch ein Bergsee, nicht ein mißduftender Fabrikteich.

Sie bietet darum freilich der Predigt weniger Angriffsfläche, doch noch genug, um das große Thema des Christentums anzuschlagen: Wiedergeburt, Erneuerung im Geiste, heraus aus dem Spinnwebgewebe des eigenen Herzens in die Sonnennähe Gottes! Auch durch die obersten Dörfer von Alt-Fry-Rhätien muß der große Freiheitsgesang gehen: frei von Sorge und Kummer, frei von der Vogtei der eigenen Schwächen und Mängel, frei den Blick über Grab und Friedhof in die tiefe Ewigkeit! Aber auch eine Gemeindefeele im kleinsten Bergdorf ist doch ein so feines und reiches Instrument, daß nur die allerschicktesten Hände gut genug wären, es zu spielen. Und dem Anfänger, der dies fühlt, wird deshalb kein Gebet so auf der Seele brennen,

wie das des jungen Salomo um Weisheit und Verstand.

„Stimmen eines Rufenden“, alarmierende Trompetenstöße voll Wiederhall in den Bergen, waren die Predigten auf der Rufener Kanzel nicht, sondern Theorie und Gedankenblässe. Leicht bleibt der Anfänger auch auf der Kanzel in jenem hohen, unpraktischen Ton, den man von der Universität her gewohnt ist und glaubt dann, dabei fast eines Propheten Sohn zu sein. Der Himmel hatte Geduld mit mir. Er hat glücklicherweise Zeit. Und Geduld hatten auch die Rufener, die glücklicherweise auch Zeit hatten. Aber selten einmal mag ein Pfarrer später sich so betroffen gefühlt haben von jenem Buche Spurgeons, worin er darlegt, wie es Pfarrer gebe, die mit dem Luftdrachen der Ideen in der Kirche herumfahren und, wenn sie etwas recht Schweres gefunden haben, es am nächsten Sonntag anbringen.

Aber in dem stets sich verjüngenden Menschengeschlechte wird das Alte selber immer wieder jung und frisch. Wie die weltenalte Greisin Sonne immer wieder neue Frühlinge voll urfrischer Lebenslust weckt, wie der Mond, der goldene Jubilar mehrfacher Millionen, mit seinem blassen, kühlen Licht immer wieder lyrische Herzen bis zum Uebersieden heizt, so können die alten Gedanken und Gefühle in Poesie und Prosa auf der Bühne und auf der Kanzel immer neu die Herzen in warme Wallung bringen, sie entflammen und hinreißen, Entschlüsse und Vorsätze anregen. Auch die Geistessonne, die über den galliläischen Bergen aufging, muß das können.

Nur daß man den Einschlag in die Herzen ertreffen muß, wie der Lichtstrahl im Auge gerade auf den gelben Fleck fallen muß. Und das muß gelernt sein. Die Jahre müßens machen. Erfahrung bringt Weisheit, wenigstens ein Bruchstück von Weisheit.

Etwa 250 Seelen mit dem entsprechenden Trüpplein von Kindern waren mir anvertraut. Kinderlehre durfte im Sommer nicht gehalten werden, das sei in Rheinwald nicht Sitte. „Aeppe sollte man es auch sonst gmachen mögen.“